



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bosse: Eine Dienstreise nach dem Orient : Erinnerungen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

die zugleich als Glanzprobe von Kafners eigener Sprache dienen kann, mag diesen Bericht über das originelle Buch schließen. „Es ist etwas eignes um die Bilder Shelleys. Sie sind wie aus Licht, Luft und Wasser gewoben, die Farben sind die des Regenbogens, ihr Ton der des Echo's, ihre Dauer, wenn ich so sagen darf, der der auf- und abschäumenden Welle. Shelley liebte das Meer und das Schicksal, die Segel und die Seele, die Sterne und die Augen. Er liebte die Wolken, die Töchter des Meeres und der Luft, und die Menschen, die Kinder des engenden Schicksals und der weitenden Sehnsucht, er liebte den Regenschauer und die Thränen. Der Wind jagt die Wolken, der Wille die Menschen. Er liebt die Luft, wenn sie in den Schmerz hinstirbt wie der Tag in die Nacht. Mond und Echo sind ihm wie die Erinnerung an den Glanz und den Jubel des tagenden Glücks. Er liebte die Dinge um ihres Wechsels willen, er, der nie Ruhe fand. Doch unzerstörlich lebt in ihm das heiligende Wissen vom ewigen Sein der Naturkräfte. Ein Ding verstehn, heißt Ohr für seine Musik haben. Alles, was ist, soll man daraufhin prüfen, den Menschen und sein Gedicht. Ich stelle Shelleys Lyrik die Goethes gegenüber. Auch als Dyrker ist Goethe immer Künstler, er nimmt jedes Ding in seiner Eigenheit und spannt und streicht es wie eine Saite, bis es einen Ton giebt und Musik geworden ist. Für Shelley ist die Welt unvergleichlich ärmer, aber er hört in den Dingen, denen sein Auge offen ist, überhaupt nur die Musik, und sein Dichten ist ein Leiden an den großen Harmonien.“

C. J.



## Eine Dienstreise nach dem Orient

Erinnerungen von Staatsminister Dr. Bosse



eit Jahren gehörten zwei Reisen zu meinen sehnlichsten Wünschen, eine Reise nach Amerika und eine nach Palästina. Zwei sehr verschiedene Reiseziele, ebenso verschieden wie die Gründe meiner Sehnsucht nach ihnen. Nur die Unwahrscheinlichkeit, daß diese Sehnsucht jemals Erfüllung finden könnte, war bei beiden gleich groß. Schon Homer ermahnt: *ἀλλ' οὐ Ζεὺς ἀνδράσσι νοήματα πάντα τελευτᾷ*, nicht gewährt Zeus den Männern alle Wünsche. Damit hatte auch ich mich abgefunden. Allein zuweilen geschehn plötzlich und unverhofft Dinge, die auch den kühnsten Wünschen Erfüllung bringen. So ist es mir mit der ersehnten, aber für unerreichbar gehaltenen Orientreise ergangen. Wider alles Erwarten fiel sie mir plötzlich in den Schoß. Ich habe in meinem bewegten Leben viel Schönes und Interessantes gesehen und erfahren, und ich bin dafür dankbar. Diese Reise aber mit allen ihren Seltsamkeiten — sie verlief ganz

anders, als ich sie bei freier Disposition mir eingerichtet haben würde — gehört immerhin zu den Glanzpunkten meiner Erlebnisse.

Am 1. September 1898 war ich in meiner Eigenschaft als Kultusminister, wie üblich, zu dem im Berliner Schlosse stattfindenden Herbstparadediner befohlen worden. Als nach aufgehobener Tafel der Kaffee herungereicht wurde, kam der Geheime Kabinettsrat von Lucanus an mich heran und teilte mir mit, der Kaiser habe befohlen, daß ich mich bei ihm in Jerusalem zu der am 31. Oktober bevorstehenden Einweihung der Erlöserkirche melden solle. Ich war überrascht. Der Bau der Erlöserkirche wurde von der Jerusalemstiftung geleitet, und diese steht unter der Oberaufsicht des Kultusministeriums. Diesem Verhältnisse entsprechend hatte ich bei der Vorlegung der von dem Geheimen Oberbaurat Adler entworfenen Baupläne für die Erlöserkirche mitgewirkt. Der Kaiser selbst hatte die vorgelegten Pläne teilweise geändert und namentlich an Stelle des ursprünglich projektierten Turms den jetzt zur Ausführung gelangten, sehr harmonischen und stilgerechten Turm selbst in das Projekt eingezeichnet und uns bei einem Immediatvortrage die Gründe für die von ihm befohlenen Abweichungen mitgeteilt. Indessen daraus ergab sich noch kein Anspruch für mich, auch bei der Einweihung der fertigen Kirche zugezogen zu werden. Als ich Kenntnis davon erhielt, daß für die Einweihung der Kirche eine Feier in großartigem Stil unter Anwesenheit des Kaisers geplant wurde, war mir wohl der Gedanke gekommen, daß in der Stellung des Kultusministeriums zu der Jerusalemstiftung und in den kirchenregimentlichen Befugnissen, die der Kultusminister in den Landeskirchen der Provinzen Hannover, Schleswig-Holstein und Hessen-Nassau ausübt, vielleicht ein Grund liegen könne, ihn bei der Einweihungsfeier der Erlöserkirche mitzuzuziehen. Ich hatte es aber unterlassen, in dieser Beziehung Wünsche auszusprechen. Nun waren nach der Mitteilung des Geheimen Kabinettsrats ähnliche Gedanken ohne jedes Zuthun von meiner Seite an allerhöchster Stelle aufgetaucht, und ich konnte den Befehl des Kaisers, mich in Jerusalem bei ihm zu melden, nur mit froher Genugthuung begrüßen. Als mich deshalb der Kaiser gleich nach dem Gespräch mit Herrn von Lucanus persönlich anredete, sprach ich ihm meinen Dank dafür aus, daß er mich bei der Feier in Jerusalem zuziehen wolle. Der Kaiser war an diesem Abend sehr aufgeräumt und scherzte mit mir äußerst freundlich über das uns im heiligen Lande bevorstehende Kamelreiten. Die Umstehenden mochten einzelne Worte aus dieser Unterhaltung gehört haben, und ich wurde nachher darauf angeredet, daß ich dem Kaiser gesagt hätte, es sei jedenfalls besser, ein Kamel unter sich als über sich zu haben. Das war, wie ich nicht zu versichern brauche, die Legende eines Spafsvogels. Ich hatte nur gesagt, wenn man das Kamel erst unter sich habe, werde man wohl damit fertig werden können. Der Kaiser verabschiedete sich von mir sehr gütig mit den Worten: „Also auf Wiedersehen in Jerusalem.“ Zu Hause fand ich denn auch schon den entsprechenden schriftlichen Befehl vor.

Ich war bei dem amtlichen Charakter der bevorstehenden Reise in der

glücklichen Lage, einen der Räte des Ministeriums und außerdem einen Diener mitnehmen zu können, und das erleichterte nicht nur die Reise, sondern die Gemeinschaft mit einem befreundeten Gefährten, der mir zugleich geschäftlich zur Verfügung stand, war eine besondere Annehmlichkeit. Alle Freuden der Reise wurden dadurch erhöht, die Mühsale und Verdrießlichkeiten gemindert. Wir bestellten uns Plätze bei dem Unternehmer Hugo Stangen, der von seiten der Jerusalemstiftung mit dem Arrangement der „offiziellen Festfahrt“ betraut war. „Offizielle Festfahrt“ klang allerdings nicht besonders schön. Offiziell klingt zwar nicht ganz so schlimm wie offiziös, aber schön klingt es auch nicht, und bei dem Worte Festfahrt dachte man mindestens mit demselben Rechte an fest fahren, wie an das Fahren zu einer festlichen Feier. Aber dafür war ich ja nicht verantwortlich. Es trug vielmehr wesentlich zu meinem Behagen während der Reise bei, daß ich für die Reiseanordnungen nicht die mindeste Verantwortung zu tragen hatte. Die Aussicht, für einige Wochen von jeder geschäftlichen Verantwortlichkeit frei zu sein, war für einen mit Geschäften überlasteten Minister eine geradezu paradiesische Perspektive.

Man war damals allgemein erstaunt darüber, daß die Kaiserin ihren Gemahl auf der Reise nach dem Orient begleiten wollte. Nach allem, was man über den Reiseplan des Kaiserpaares gehört hatte, sollte die Reise ziemlich lange dauern, über Konstantinopel nach Syrien und Palästina gehn und schließlich auf Ägypten ausgedehnt werden, wo der Kaiser, wie es hieß, den Nil hinauf bis Assuan fahren und in Oberägypten englische Truppen sehen wollte. Eine solche Reise ist nicht ohne ungewöhnliche Strapazen denkbar, und die Sorge ängstlicher Gemüter, daß dabei trotz aller Vorsichtsmaßregeln bei den unsichern und unkontrollierbaren Zuständen des Orients Gefahren für die Person des Kaisers und der Kaiserin nicht ausgeschlossen seien, ließ sich nicht ganz abweisen. Diese Gefahren erschienen um so bedrohlicher, als die weite Entfernung und der Aufenthalt in halbzivilisierten Ländern eintretendfalls die Verlegenheiten ins ungeheuerliche zu steigern geeignet waren. In weiten Kreisen sah man deshalb der Reise des kaiserlichen Paares mit einer gewissen Bangigkeit entgegen. Das Reiseprogramm erwies sich ja auch schließlich als sehr eingeschränkt. Dem Kaiser und der Kaiserin aber war — wenigstens an jenem Abend im Schlosse — von derartigen Besorgnissen nicht das mindeste anzumerken. Beide freuten sich sichtlich auf die Reise. Die Kaiserin, die mich in ihrer gütigen Art bei dieser Gelegenheit ebenfalls auf das bevorstehende Zusammentreffen in Jerusalem anredete, meinte nur, sie wünsche sich, daß sie die heiligen Stätten ohne großen Trara sehen könne. Ich erwiderte, das sei freilich ein sehr begreiflicher Wunsch; aber auf den Höhen des Lebens — das sei nun einmal nicht anders — müsse man auch den Trara, ohne den es nicht abgehe, mit in den Kauf nehmen. Sie gab mir Recht.

Daß der Kaiser indessen den Ernst des ganzen Reiseunternehmens nicht verkannte, ging daraus hervor, daß er am 7. Oktober im Marmorpalais bei

Potsdam die Minister zu einem Kronrat versammelte. Er besprach in dieser Zusammenkunft alle zur Zeit schwebenden großen Fragen der Politik, insbesondere unser Verhältnis zu Rußland, England und Frankreich eingehend mit einer Klarheit, Einsicht, Überlegung und Entschlossenheit, die uns mit Bewunderung erfüllte. Soviel ging aus dieser Besprechung unzweifelhaft hervor, daß alles von einem hohen Standpunkte aus auf das sorgfältigste überlegt, und soweit menschliches Ermessen und menschliche Vorsorge reicht, nicht nur wohl erwogen war, sondern daß auch für die verschiedenen politischen Möglichkeiten die umsichtigsten Dispositionen im voraus getroffen worden waren. Übrigens wurden dabei auch aus der Mitte des Staatsministeriums heraus die Gefahren der Reise, der weiten Entfernung und der langen Abwesenheit ausdrücklich hervorgehoben. Jedenfalls trug dieser Kronrat wesentlich dazu bei, die Zuversicht auf einen günstigen Verlauf und Erfolg der Reise bei den Ministern zu stärken.

Mein Begleiter, Geheimrat St., und ich hatten uns mit Rundreisebillets versehen für die Reise nach Frankfurt, Luzern, Mailand und Genua, wo wir uns auf dem früher deutschen, jetzt aber einer englischen Firma gehörenden Dampfer *Midnight-Sun* einschiffen sollten, während wir für die Rückreise den Weg über Neapel, Rom, Florenz, Venedig, Wien und Dresden vorgesehen hatten. Mir war diese Reiseroute erwünscht, weil ich zwar Oberitalien und die Seen sowie Mailand schon kannte, dagegen bisher weder in Genua, noch in Neapel, Rom, Florenz und Venedig gewesen war. Wir hatten uns gleichmäßig mit warmer und leichter Kleidung vorgesehen und mußten außerdem für die Feier in Jerusalem die Galauniform mitnehmen. Das war ein wenig umständlich, gehörte aber zu dem Trara, von dem die Kaiserin, echt menschlich empfindend, zu mir gesprochen hatte.

Dienstag, den 11. Oktober, fuhren wir vom Anhaltischen Bahnhofe ab, übernachteten in Frankfurt und reisten am 12. über Basel nach Luzern. Für die verschiedenen Zollgrenzen hatten wir ein *laissez-passer* des Auswärtigen Amtes bei uns, das uns treffliche Dienste leistete. In Luzern war das Wetter trübe und regnerisch. Wir gingen aber doch zum Löwen und zum Gletschergarten, übernachteten im Schweizerhof vortrefflich und trafen dort auch als ersten Reisegefährten, oder wie man sich nachher auszudrücken pflegte, Mitpilger, den uns befreundeten Generalsuperintendenten, Propst D. Faber aus Berlin. Am Donnerstag früh hatte sich das Wetter geklärt, und frohgemut fuhren wir über Arth-Goldau, Brunnen und Flüelen dem Gotthard zu. Es war ein heller Tag, alle Berge, auch Rigi und Pilatus waren bis untenhin beschneit, und die Gipfel funkelten im Sonnenschein. Im Zuge fanden wir einige Johanniterritter aus Westfalen, die zwar nicht auf der Mitternachtsonne, aber auf dem gleichfalls von der Firma Hugo Stangen gecharterten Dampfer *Argonaut* die Fahrt mitmachen wollten. In Göschenen lag Schnee auf der Bahn, aber jenseits des großen Tunnels wurde es warm bei völlig wolkenlosem, blauem Himmel. So fuhren wir, nachdem in Chiasso die Zollrevision — dank unserm *laissez-*

passer — erstaunlich glatt und schnell verlaufen war, mit Entzücken durch die herrliche Landschaft. In der lombardischen Ebene boten sich die herrlichsten Rückblicke auf die Alpen, insbesondere den imposanten Monte Rosa. Um  $\frac{1}{2}$  4 Uhr nachmittags waren wir in Mailand, fanden im Hotel Milan vorausbestelltes, gutes Quartier und konnten noch bequem zum Dom und nach dem Cimitero gehn. Leider war das Dach des Doms nicht mehr zugänglich. Das berühmte Campofanto mit seinen veräußerlichten, forciert realistischen Marmor-kunstwerken machte auf uns einen wenig befriedigenden Eindruck. Diese anspruchsvollen Marmordenkmäler muten uns Deutsche nicht an. Man hat immer den Eindruck, als ob diese Büsten und Porträtfiguren hier nicht ausschließlich als der Ausdruck der Liebe zu den Verstorbenen stehn, sondern zugleich als kostspielige Renommierkunstwerke, die besagen sollen: Wir lassen uns auf dem Campofanto unsre Pietät etwas kosten, wir haben es ja dazu. Am andern Morgen stiegen wir in aller Frühe auf das Dach des Doms. Ich war auch diesesmal über die zahllosen Figuren auf den Dächern und Galerien erstaunt, aber einen recht warmen, packenden Eindruck hat mir der Mailänder Dom nie gemacht. Wir hatten es auch eigentlich mehr auf den Blick nach den favoyischen Alpen abgesehen; aber das helle Wetter von gestern war vorbei. Dunstschleier verhüllten die Bergriesen und küfteten sich nur spärlich, um uns deren Eisgipfel vorübergehend zu zeigen. Das hatte zwar auch seinen geheimnisvollen Zauber, aber wir hatten mehr erwartet. Ziemlich enttäuscht machten wir uns an den Abstieg.

Wir brannten darauf, bald nach Genua zu kommen. So gern ich die herrliche Certosa di Pavia einmal genau und im Innern gesehen hätte, so gaben wir sie doch auf und bestiegen um neun Uhr den Zug, der über Novi nach Genua fuhr. An der Certosa kamen wir vorüber und hatten auch von der Bahn aus unsre helle Freude an den graziösen Architekturformen der schönen Kirche. Auch das Überqueren des Po und die dort wahrnehmbaren, berühmt gewordenen Flußregulierungsarbeiten interessierten uns. Landschaftlich aber wird der Blick aus der Bahn erst von Novi an gefesselt. Hier tritt die Bahn in das Gebirge (den Apennin) ein und windet sich durch zahlreiche Tunnel und auf hohen Viadukten höchst malerisch hinüber. Gegen ein Uhr mittags waren wir in Genua. Dort war in dem trefflichen, deutsch bewirtschafteten Hotel de Ville am Hafen für uns gutes Quartier bestellt, und schon das Treiben im und am Hafen vor unsern Fenstern bot ein schönes und bewegtes Bild. Wir trafen auch schon einige Jerusalemfahrer, unter ihnen den Bischof D. Bang aus Christiania, einen trefflichen, hochgebildeten Theologen, der geläufig deutsch sprach und sich mit uns bekannt machte. Er ist auch einmal anderthalb Jahre lang norwegischer Kultusminister gewesen, meinte aber, daß er das Bischofsamt weit vorziehe. Das glaubte ich ihm ohne weiteres, und doch mag das Ministersein in Norwegen vielleicht noch vergnüglicher sein als bei uns. Gleich bei der Ankunft meldete sich bei mir der junge Geistliche der deutsch-evangelischen Gemeinde in Genua, Pastor Leonhardt, ein

Schwager des Geheimen Rats Dr. A. im Berliner Kultusministerium. Auch unser Generalkonsul Dr. Britsch und der Vizekonsul Zahn begrüßten uns. Sie geleiteten uns zu Wagen durch die Stadt aufwärts nach dem Camposanto. Schon die Gebäudeanlage ist hier großartiger und würdiger als die in Mailand, und auch der Gesamteindruck ist günstiger. Indessen, von ganz vereinzelt Denkmalern abgesehen, ist der Eindruck auch hier im ganzen und großen der einer künstlerischen, sozialen und sittlichen Verirrung. Nur der kleine, einfache Friedhof der deutsch-evangelischen Gemeinde, der an das Camposanto angrenzt, wirkte auf uns heimatlich, schlicht, ernst, weihewoll. Hier weht der Odem der Liebe über die wohl gepflegten und sinnig geschmückten Gräber, hier ist ein Stück deutscher Heimat im fremden Lande.

Von dort fuhren wir mittels Trambahn und Drahtseilbahn nach dem hoch oben über der Stadt herrlich liegenden Café Righi. Es liegt dicht unter dem Castellaggio, einem Fort, das den Gipfel des Berges krönt. Wir trafen es mit der Aussicht von der geräumigen Terrasse des Café Righi noch ganz prächtig. Der Blick auf die terrassenförmig sich bis zum Golf hinabziehende Stadt, über den vor uns liegenden, von Schiffen belebten Hafen in den Golf hinaus und über die beiden Rivieren, westlich die Riviera di Ponente, östlich die Riviera di Levante, ist entzückend. Westlich sieht man nach Pegli zu, östlich nach Nervi. Hinter Nervi wird das Bild durch das sehr charakteristische Vorgebirge Portofino, hinter dem Rapallo und Santa Margherita liegen, malerisch abgeschlossen. Wir tranken oben einen trefflichen Chianti und trafen auch eine bekannte Berliner Familie, die mit dem Argonaut nach Jerusalem reisen wollte. Am Sonnabend Vormittag fuhren wir im Hafen mit einem Boot nach dem Stangenschen Dampfer Argonaut, der achtzig Passagiere nach Alexandrien und Jerusalem bringen soll. Das Schiff gefiel uns ganz gut. Jedenfalls hatte es mehr Raum als unsre daneben liegende Mitternachtsone, auf der rund zweihundert Reisende eingeschifft werden sollten. Diese war freilich viel größer als der Argonaut. Dennoch mußte sie voller werden und dem Einzelnen weniger Raum bieten. Im übrigen machten beide Schiffe einen vertrauenerweckenden Eindruck. Nur daß wir unter englischer Flagge fahren mußten, hatte für uns etwas Demütigendes. Ich brachte das auch zur Sprache, erfuhr aber, daß die Bemühungen, ein Schiff des Norddeutschen Lloyd zu bekommen, an den zu hohen Forderungen des Lloyd gescheitert seien. Sehr, sehr schade! Eine „offizielle Festfahrt“ der höchsten kirchenregimentlichen und sonstigen deutschen Beamten unter englischer Flagge! Es war beinahe wie ein Hohn, und ich kann mir kaum denken, daß dieses Arrangement unserm Kaiser sehr gefallen haben würde. Allein zu ändern war daran nichts mehr.

Dann besuchte ich noch die deutsche Schule und wohnte in allen Klassen eine Zeit lang dem Unterrichte bei. Das Ergebnis war sehr befriedigend. Diese deutschen Schulen im Auslande haben beim Unterrichte mit Schwierigkeiten zu kämpfen, von denen sich unsre Lehrer in der Heimat nichts träumen lassen. Die Kinder kommen mit allen möglichen Muttersprachen zur Schule

und können häufig im Anfange kein Wort deutsch. So müssen sich die Lehrer ihre Klasse erst mühsam zu einer deutschen heranzubilden. Sie haben dafür natürlich bestimmte methodische Erfahrungen, aber immerhin sind in diesen Schulen alle Schwierigkeiten, mit denen der Lehrer bei uns zu kämpfen hat, potenziert. Gleichwohl habe ich hier und später auch in Neapel überraschend gute Leistungen gefunden. Namentlich zeichnete sich in Genua die Klasse einer Lehrerin aus, und in dieser Klasse ein kleines, gewecktes, sehr hübsches jüdisches Mädchen, das alle andern Kinder weit hinter sich ließ. In dem Direktor der Schule lernten wir einen methodisch geschulten, umsichtigen und thatkräftigen Schulmann kennen. Er ist im Jahre 1872 von dem ehrwürdigen Dr. Schneider, dem Leiter des Volksschulwesens in unserm Kultusministerium, dorthin empfohlen worden. In der Schule merkte man deutlich, wie sie und ihre Arbeit von nationalem, deutschem Bewußtsein getragen werden. Mit dem wachsenden Ansehen des Deutschen Reichs hebt sich natürlich das patriotische Empfinden der Deutschen im Auslande. Diese Diasporaschulen aber haben dabei eine große Aufgabe, und ihre nationale Bedeutung kann man kaum hoch genug anschlagen. Ich habe mir überall, wo ich solche Schulen besucht habe, genaue Notizen in der Hoffnung gemacht, manche Förderung für sie erwirken zu können.

Nach Tisch fuhren wir nachmittags mit dem Generalkonsul Dr. Britsch bei hellem, warmem Wetter in einem Mietwagen nach Nervi. Der Weg führt an der Küste des Golfs entlang; es war eine wundervolle Fahrt. Etwa in der Mitte des Städtchens Nervi stiegen wir aus und gingen eine förmliche Palmenallee entlang — diese riesigen Palmen als Chausseebäume imponierten uns nicht wenig — bis an das Meeresufer. Hier windet sich durch die Klippen der Küste ein entzückender Fußweg parallel der nach Spezzia führenden Eisenbahn. Wir verfolgten ihn und wandten uns schließlich dem schönen Garten des großen Edenhotels zu, auf dessen Terrasse wir in sehr fröhlicher Stimmung ein Glas Bier tranken. Als wir bei einbrechender Dunkelheit nach Genua zurückkamen, hatte sich inzwischen die Zahl der angekommenen Mitpilger sehr vermehrt, und in dem Wintergarten unsers Hotels gab es ein fröhliches Begrüßen. Anderntags war Sonntag. Wir gingen um  $\frac{1}{2}$  11 Uhr zum evangelischen Gottesdienst in dem Betfaal der Waldensergemeinde. Der Saal mag wohl selten so gefüllt gewesen sein, wie an diesem Sonntag, an dem zugleich der Gedenktag des dreißigjährigen Bestehens der evangelischen Gemeinde in Genua gefeiert wurde. Aus diesem Anlaß predigte Pastor Leonhardt über den 100. Psalm und gedachte dabei auch unsrer Jerusalemreise. Am Abend dieses Sonntags waren wir bei dem Generalkonsul Dr. Britsch zu Tisch, wo wir eine Reihe von Herren aus der deutschen Kolonie trafen. Die Frau des Hauses, eine geborne Lippe-Detmolderin, wußte ihre gastlichen Räume mit dem Zauber deutscher Geselligkeit zu erfüllen, und der Abend verlief sehr traulich in angeregter und fruchtbarer Unterhaltung.

Den andern Morgen, Montag dem 17. Oktober, sollten wir uns einschiffen.

In unserm Hotel hielt der Geheime Kirchenrat D. Pank aus Leipzig, uns Berlinern von früher her ein lieber Freund, eine kurze, schlichte, sehr wohlthuende Morgenandacht, und dann ging es — etwas stürmisch — hinab zum Hafen. Stürmisch war das Wetter — es wehte ein warmer, aber heftiger Sirocco mit Regenböen —, und stürmisch war das Gedränge zu den Booten, das Geschrei der Bootsleute, die Angst der nun massenhaft erscheinenden Mitpilger um ihre Person und ihr Gepäck. Wir hatten uns glücklicherweise ein besonderes Boot gemietet, das ein alter Genueser Fischer Benedetto, ein wettergebräunter, höchst verwegen dreinschauender Prachtkerl, mit Kraft und Grazie durch das Gewirr der zahllosen Boote und Schiffe sicher an die Falltreppe der Mitternachtsonne ruderte. Glücklicherweise kamen wir mit unsern Sachen hinauf und nahmen von unsern Kabinen Besitz. Sie lagen auf Deck, waren freilich ein wenig eng aber doch ausreichend und, was besonders wichtig war, bequem zu lüften. Ich habe in dieser Beziehung über die Mitternachtsonne nicht die geringste Klage zu führen und mich in wie außer meiner Kabine auf dem Schiffe sehr wohl befunden. Die unter Deck liegenden Kabinen ließen freilich manches zu wünschen übrig. Sie waren zum Teil recht heiß und dumpfig. Auch der große Speisesaal im Zwischendeck sah zwar mit den sauber gedeckten Tafeln ganz einladend aus, war aber niedrig und nur mangelhaft ventiliert, immerhin jedoch erträglich. Sehr angenehm war der auf dem Achterdeck liegende, geräumige, helle und behagliche Rauchsalon. Für den Aufenthalt auf Deck hatte ich mir vorsorglich einen bequemen, zusammenlegbaren Rohrstuhl gekauft, der mir treffliche Dienste geleistet hat. Unsere Koffer waren bald verstaubt, und wir hatten reichlich Muße, uns die mit immer neuen Mitreisenden ankommenden Boote von Deck aus mit dem Behagen sicherer Geborgenheit anzusehen. Das Wasser war selbst hier im Hafen ziemlich bewegt, und nach draußen zu sahen wir hohe Wellen ihren weißen Gischt über die Molen spritzen. Dicht neben unserer Mitternachtsonne lag der große schöne Dampfer des Norddeutschen Lloyds „Bayern,“ der tags darauf von Genua nach China abgehen sollte. Bald nach elf Uhr schien unsere Reisegesellschaft vollzählig an Bord zu sein, und die Musik der „Bayern“ spielte den Choral „Ein feste Burg ist unser Gott,“ während unsere Anker aufgewunden wurden. Gegen zwölf Uhr setzte sich unser Schiff in Bewegung. Wir standen alle auf Deck und sangen „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ Dann brachte ein Herr ein Hoch auf unsern Kaiser aus, in das wir laut einstimmten. Daran schloß sich der Gesang von „Heil dir im Siegerkranz,“ und langsam glitt das stattliche Schiff durch den belebten Hafen. Ernst und gehoben war die Stimmung der Mitreisenden. Ich habe bei niemand sentimentale Anwandlungen bemerkt, aber man sah es den Gefährten an, daß die Bedeutung der angetretenen Fahrt von ihnen empfunden wurde.

Bald wurde zum Frühstück geblasen, und in dem vollzählig besetzten Speisesaale ließ sich die Reisegesellschaft — es waren 201 Passagiere — zum erstenmal vollkommen übersehen. Wenn man sie gruppieren wollte — selbst-

verständlich saßen aber alle Gruppen bunt und zwanglos durcheinander —, so stand außer den sechsundvierzig Damen im Vordergrund die Gruppe der Johanniterritter, unter ihnen zahlreiche ältere und jüngere Offiziere, natürlich in Zivil. Fast ebenso stark, aber äußerlich schon durch die Kleidung noch schärfer hervortretend erschien die Gruppe der Geistlichen, am wenigsten zahlreich die der Beamten und Zivilisten, unter ihnen überwiegend Vorsitzende und Beamte von Konsistorien. Den Vorsitz bei Tisch führte der Präsident des preussischen Evangelischen Oberkirchenrats, Excellenz D. Barthausen, der auch das Tischgebet sprach und überhaupt als Vorsitzender der Jerusalemstiftung die leitende Spitze der ganzen Expedition, gewissermaßen der Hausherr war. Die verschiedenen Elemente der großen Reisegesellschaft fanden sich überraschend gut zu einander, der Verkehr war zwanglos, herzlich, heiter und überaus anregend. Das gemeinsame Ziel und auch wohl die in der Hauptsache gleichartige Auffassung der politischen und kirchlichen Bedeutung der Pilgerfahrt gaben dem Zusammensein auf dem Schiffe das Gepräge einer freundlichen, wohlthuernden Gemeinschaft. So scharf sich natürlich sehr bald einzelne charakteristische Individualitäten von dem durchschnittlichen Niveau abhoben, so störte dies doch die Traulichkeit der Gemeinschaft nicht nur nicht, sondern machte diese vielmehr lebendiger und reicher.

Ganz besonders erfreulich und traulich entwickelte sich auf dem Schiffe der Verkehr zwischen Süddeutschen und Norddeutschen. Ich habe ihn ziemlich scharf beobachtet und habe dabei auf keiner Seite irgend etwas künstlich Gemachtes entdeckt. Die Norddeutschen fühlen sich von vornherein zu den Süddeutschen mehr hingezogen, als umgekehrt diese zu jenen. Die zugeknöpfte Art des Norddeutschen und der namentlich den Preußen von jeher nachgesagte Zug zu einer gewissen anspruchsvollen Geltendmachung ihrer eingebildeten oder vielleicht auch einmal wirklichen Überlegenheit hat die Schwaben einigermaßen mißtrauisch gegen norddeutsches Wesen gemacht, und dieses Mißtrauen hängt — bewußt oder unbewußt — mit unsrer ganzen politischen Entwicklung zusammen. Wie stark ausgleichend aber die Wiedererrichtung des Reichs, die Gewinnung des gemeinsamen Vaterlandes gewirkt hat, war mir früher kaum jemals so handgreiflich vor Augen getreten wie dort auf dem Schiffe. Überdies hatte sich eine andre, nicht von mir allein gehegte Besorgnis als ganz unbegründet erwiesen. Auf dem Schiffe waren geistliche Würdenträger und Männer in hohen, zum Teil den höchsten kirchenregimentlichen Stellungen aus allen verschiedenen deutschen Landeskirchen vereinigt, also unierte und konfessionelle, Nassauer, Badenser, Anhaltiner und unierte Preußen auf der einen und hannoverische, schleswig-holsteinische, hessische, mecklenburgische, bayrische, sächsische und sonstige Lutheraner auf der andern Seite. Wer die Schärfe der kirchlichen und theologischen Gegensätze kennt, die noch vor dreißig oder vierzig Jahren und — mehr vereinzelt — auch noch später zu den heftigsten Kämpfen und ganz fanatischen Ausschreitungen geführt hatten, der durfte wohl mit einer gewissen Ängstlichkeit der Vereinigung so disparater und gegen-

einander mit kirchenpolitischem Mißtrauen erfüllter Elemente auf dem Schiffe entgegensehen. Diese Ängstlichkeit war völlig unbegründet und wurde glänzend beschämt. Zwischen den Vertretern der verschiedenen Landeskirchen, Konfessionen und selbst Richtungen — ganz unvertreten war auch die mehr liberale Theologie nicht — herrschte während der ganzen Reise ein wahrhaft herzliches, vertrauensvolles, man kann sagen brüderliches Verhältnis. Ich habe daran im stillen meine Freude gehabt. Wenn man bedenkt, daß die geistlichen Herren einer nach dem andern an die Reihe kamen, um morgens oder abends die gemeinsame Andacht zu halten, so konnte man wohl auf den Gedanken kommen, daß dabei leicht einmal ein unvorsichtiges oder nicht ganz taktvolles Wort zu Mißverständnissen und unerfreulichen Reibereien führen könne. Nichts davon ist eingetreten. Das gegenseitige Vertrauen und die daraus erwachsende innerliche Gemeinschaft, die Freude an dem anregenden, sich von Tag zu Tag vertiefenden Verkehr miteinander wuchsen vielmehr je länger desto mehr.

Wer mitten in diesem Verkehr stand und offene Augen hatte, mußte sich sagen, daß diese gegenseitige Annäherung nichts Zufälliges war, daß sie vielmehr einem sich seit Jahren langsam und fast unmerklich vollziehenden grundsätzlichen, theologischen und kirchenpolitischen Entwicklungsprozeß entsprach, daß sie ein Symptom oder vielmehr der Ausdruck der evangelischen Friedensgesinnung war, die — vielleicht im kaum bewußten Anschluß an die Eisenacher kirchenregimentlichen Konferenzen — in den deutschen evangelischen Landeskirchen oder doch unter deren kirchenregimentlichen Vertretern Wurzel zu fassen begonnen hat. Ich weiß wohl, daß diese Auffassung in manchen kirchlichen Kreisen dem Einwande eines allzu hoffnungsreichen oder doch verfrühten Optimismus begegnet, und daß man warnt, die Keime zu einer Ausheilung unsrer kirchlichen Zertrennung und Zersplitterung, wenn solche wirklich vorhanden sind, nicht zu früh bloßzulegen und damit ihre Weiterentwicklung zu stören. Gewiß soll man nicht, den Kindern gleich, keimende Saatkörner immer wieder auftragen. Wo sie aber in gesunder, natürlicher Entwicklung die Erdscholle durchbrechen, ans Licht dringen und grüne Blätter treiben, da soll man sich doch die Augen nicht zuhalten, sondern da darf und soll man sich des sprossenden Grüns freuen und getrost Blüte und Frucht erhoffen.

Durch die evangelischen Kirchen, namentlich die deutscher Zunge, geht unverkennbar ein geistliches Regen, ein Zug nach größerer Gemeinsamkeit, eine religiöse Vertiefung und Entwicklung. Schon die praktische Bethätigung auf dem Gebiete der Innern Mission, die evangelische Liebesthätigkeit giebt davon Zeugnis. Auch die Entwicklung des Gustav-Adolf-Vereins und die günstige Stellungnahme aller evangelischen Richtungen zu ihm möchte hier als ein Symptom zu erwähnen sein. Und dieser lang ersehnte Zug zu friedlicher Annäherung zeigte sich deutlich und erfreulich auch in dem Verkehr auf unserm Schiffe. Sicherlich hat daran auch die politische Einigung des Deutschen Reichs ihren Anteil, und diese gemeinsame Pilgerfahrt der Vertreter der evangelischen Kirchenregimente nach Jerusalem war ja ohne Frage auch nicht ohne politischen

Hintergrund. Aber das schöne, einträchtige Verhältnis, wie es in der so bunt zusammengewürfelten Reisegesellschaft hervortrat, wäre doch vor Jahren kaum denkbar gewesen. Was mir immer wieder entgegentrat, war die Wahrnehmung, daß die früher so tief wurzelnde und so weit verbreitete Furcht vor der preussischen Union und Unionsmache in erfreulicher Weise zurückgetreten ist; denn diese Besorgnis lag den nichtpreussischen Evangelischen, namentlich den Gliedern der nicht unierten, konfessionellen Landeskirchen tief im Blute und ließ viele Jahre lang jede Verständigung von vornherein als ausgeschlossen erscheinen. Das hat sich geändert. Die synodale Entwicklung und die kirchengesetzlich verbürgte Geltung des vorhandenen Bekenntnisstands, sowie die Haltung, die das preussische Kirchenregiment in diesen Fragen seit Jahren eingenommen hat, haben allmählich in weiten Kreisen das Mißtrauen beseitigt oder doch wesentlich abgeschwächt. Und das ist ein großer Fortschritt zu dem Ziele einer brüderlichen Annäherung der einzelnen evangelischen Landeskirchen und eines von Unionsfurcht nicht getriebenen, praktischen Zusammenwirkens.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mein wunderlicher Freund. Ich glaube, ich habe ein dummes Gesicht gemacht, als ich bei Honorand stand und mich nach allen Seiten umseh. Natürlich sah er an keinem der hundert Tische, denn es war beinahe halb acht. Ich war mir wie ein Held vorgekommen, als ich aus dem Bett gesprungen war und dann meinen leeren Magen durch die Straßen trug und das Gefühl hatte, daß jeder, der mir begegnete, mich verwundert anschau. Und dann hatte ich mich doch blamiert. Na, dachte ich, auf einen Hieb fällt kein Baum! Nun nur schnell frühstücken, vielleicht erwischst du ihn doch noch.

Es war mir ganz träumerisch zu Mute, als ich dann durch den Wald ging. Das Morgen Sonnenlicht spielte durch die Zweige, aus allen Bäumen jubilierte es — ach Gott, dachte ich, wie ist doch die Welt so schön, wenn es nicht regnet. Es ist wahr, wer es haben kann, und geht doch nicht in den Wald an einem so schönen Morgen, der ist ein Narr. Daß dazu eine gewisse Rücksichtslosigkeit gegen das eigne Fleisch und die süße Gewohnheit nötig gewesen war, hatte ich vergessen. Ich sah nur das funkelnde Grün um mich und hörte den tausendstimmigen Vogelgesang, und erwachte erst wieder zum Bewußtsein aus der angenehmen Träumerei, der ich mich hingab, als ich den Pfad durch das Büschicht zum Amelungswehr hinausging und ihn plötzlich sitzen sah. Er hatte den Hut beiseite gelegt und den Kopf in die Hand gestützt und sah in Gedanken verloren auf die Waldwiese drüben über dem Wasser hinaus, vom Rauschen des Wehrs umtönt.

Als er meine Schritte hörte, wandte er den Kopf. Na wahrhaftig, sagte er, es ist alles Mögliche!